

REPORT PORZ

Chorweiler des Südens, Spielwiese für die Profi-Stümper unter den Stadtplanern, krasse Zersiedelung: Porz ist gebeutelt. Porz ist schön: die Dörfer am Rhein, die Wahner Heide, Schloss Wahn, natürlich die Groov. Wer wie unser Redakteur Bernd Wilberg ein Porzer Jung ist, ist Kölns größtem Stadtbezirk in inniger Hassliebe verbunden. Seine Analyse ist denn auch eine Abrechnung mit der Kommunalpolitik. Aber jenseits der Politik gedeiht die Zuneigung zu dieser verhinderten Großstadt: Porzer berichten in Protokollen von ihrem Alltag. Manfred Wegener hat diesen in Fotografien festgehalten.



DAS DESASTER DER JA-SAGER

**Aufstieg und Fall der
ehemaligen Stadt Porz,
die heute als »Bezirk 7«
das schlechte Gewissen
der Stadt ist.**



Ein Panorama aus besseren Tagen – Bauzäune am Marktplatz, hinter denen nichts geschieht

Vielleicht aber hatte der Niedergang von Porz schon viel früher eingesetzt, weit vor der Eingemeindung nach Köln zum Jahresbeginn 1975. Vielleicht schon im Juli 1929, als die Bürgermeistereien Wahn und Heumar zur Großgemeinde Porz am Rhein zusammengefasst wurden, einem Konglomerat von Dörfern, die kein gemeinsames Zentrum besitzen. Man hat es errichten wollen, das Zentrum. Mit aller Gewalt städtebaulicher Utopien. Man sprach von »Porzity« und »Porz-Centrum«, und doch sind dort heute nur die Fehler einer entgleisten Stadtplanung zu bestaunen: Hochhaussiedlungen, Schnellstraßen, wahllos verstreute Gewerbegebiete.

In dieser Zersiedelung konnten all die Orte der ehemaligen Stadt Porz nicht zusammenfinden: Westhoven, Ensen, Gremberghoven, Eil, Urbach, Elsdorf, Gregel, Wahn, Wahnheide, Lind, Libur, Zündorf, Langel und schließlich der Stadtteil Porz, der diesem Verbund verstreuter Vororte den Namen leiht. Ende der 60er Jahre versuchte man dann, den Namen »Porz-Centrum« zu etablieren. Das klang ein wenig mondän und war doch nichts als eine trotzig Beschwörung.

»Porzity – Ziel vieler netter Leute« steht auf der Lichterkette, die über der Fußgängerzone zwischen Straßenbahn-Haltestelle und Rheinufer gespannt ist. Sie baumelt dort seit Jahrzehnten. Man kann trefflich darüber sinnieren, wie viel Selbstbetrug in diesem Slogan steckt. Was einst als Flaniermeile gedacht war, nehmen sich seit gut 25 Jahren kaum noch Leute zum Ziel. Jedenfalls keine, die dafür länger anreisen müssten. Und weil Porz mit fast achtzig Quadratkilometern der größte Stadtbezirk ist, bedeutet dies eben auch, dass kaum jemand aus Westhoven im Norden oder Zündorf im Süden hier bummeln geht. Wer wollte in dieser Tristesse auch flanieren? Die Zeiten, als hier nicht nur die fünf Brunnen-Kugeln von Gottfried Kühn sprudelten, sondern auch die Einnahmen der Einzelhändler, sind längst passé.

Der Marktplatz ist das Symbol für das Porzer Desaster. Wie ließe es sich auch treffender versinnbildlichen als mit dem 1971 eröffneten Warenhaus, das infolge der Hertie-Pleite seit mittlerweile mehr als vier Jahren vergammelt, ebenso wie die zugehörige großwahnwitzig überdimensionierte Tiefgarage. Gegenüber der Konsum-Ruine stand mal eine Ladenzeile mit Pavillons. Ende Juli 2005 sind sie nachts in Flammen aufgegangen. Schutt und Asche hat man weggeschafft und dann ein paar Bauzäune aufgestellt, deren Sichtschutz ein Porz-Panorama aus besseren Tagen zeigt. Wer mag, schlendert über die Überführung, die die Hauptstraße überbrückt und wo weitere Ladenlokale leer stehen, ehemalige Sonnenstudios und Copy-Shops. Vorbei geht es am Bezirksrathaus, in dem Lokalpolitiker kaum etwas bewirken können, und dann hinunter zum Rheinufer, wo die grotesk wuchernde Kopfweiden Spalier stehen – und wo vielleicht irgendwann einmal die abgesperrte marode Treppe repariert wird. Ja, der Rhein ist schön, wie er sich hier im Weißer Bogen windet. Überhaupt ist Porz auch schön: der Königsforst im Osten, die Auenlandschaft entlang des Rheins im Süden – überall, wo nichts gebaut wurde.

Die Porzer Lokalpolitiker aber hören es nicht gern, wenn man so über Porz redet.

Zur Attraktivierung des Zentrums, so nennt man das hier immer noch, hat man im Oktober 2003 den »City Center Porz« eröffnet, mit dem üblichen Filialen für Unterhaltungselektronik und Kosmetik. Ein Schritt in die richtige Richtung sei das, befand kurz vor Eröffnung der damalige Bezirksbürgermeister Horst Krämer (CDU) im Gespräch. Konkurrenz belebe das Geschäft. Aber die Konkurrenz liegt in den letzten Zügen oder ist längst pleite. »Von Pessimisten und ständigen Nein-Sagern haben wir hier in Porz die Nase voll«, so Krämer damals. Dabei ist das Porzer Desaster seit den 70er Jahren doch vielmehr eine Folge der ständigen Ja-Sager. Ja – zu den Hochhaussiedlungen. Ja – zu den überdimensionierten städtebaulichen Planungen. Ja – zu dem Irrsinn, in der Innenstadt die Wohnstraßen abzureißen, um dort ein »Rheinhattan«, ein »Gegen-Köln« zu errichten, so sagten das manche wirklich, und noch mehr dachten es wohl, denn sonst sähe es hier heute nicht so aus.

Doch diese städtebauliche Verdichtung wirkte vor vierzig Jahren modern – uns Porzer Grundschulern wurde im Sachkunde-Unterricht dieser Fortschrittsoptimismus mit entsprechenden Broschüren eingetrichtert. Und es besaß

eine immanente Logik. Rechnet man doch zu Beginn der 70er Jahre mit 130.000 Bewohnern für das damals so magische Jahr 2000.

Porz schien dem Bürgertum einst tatsächlich attraktiv, mit der Industrialisierung erlebte es einen rasanten Aufstieg. Schon 1874 war man an die Eisenbahn angeschlossen, und das steile Rheinufer ermöglichte den

Transport von Waren per Schiff. Es gab mit der Adelenhütte einen modernen Hochofen. Dann kamen Felten & Guilleaume (später die Dielektra AG), dazu die Spiegelglaswerke Germania, deren Arbeitersiedlung aus rotem Backstein heute unter Denkmalschutz steht. Mit Gremberghoven hatte man einen gigantischen Rangierbahnhof. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg boomte die Wirtschaft, die Schlote rauchten, während zugleich noch Fischerei und Landwirtschaft betrieben wurde.

Als Porz am 16. September 1951 die Stadtrechte erhielt, wohnten hier 33.000 Menschen. Die Reden von Bürgermeister Alfons Kafka (SPD) und seinem Stadtdirektor

Melchior Kurth troffen nur so vor Stolz und Pathos. Von Kraft und Willen, von Ehrfurcht und Heimat war da viel die Rede; man hatte seinen Wortschatz noch nicht ganz modernisiert. Dafür wurde die Stadt immer moderner. Und die Kölner Oberbürgermeister warfen begehrlische Blicke über die Stadtmauer in den rechthelmschen Süden, wo sich Porz anschickte, Großstadt zu werden.

Im August 1967 öffnet das Autokino (bis heute eine charmante Attraktion des Obskuren), im September nimmt das Krankenhaus den Betrieb auf. Im Jahr darauf eröffnet in Porz mit »Plaza« das erste SB-Warenhaus in der

»ES WERDE STADT«, LAUTETE DER SCHLACHTRUF DER PLANER UND POLITIKER. NUR DIE EINGEMEINDUNG 1975 STOPPTE DIE ENTFESSELTE GIGANTOMANIE.



In Porz ist die Natur am Rand schöner als das, was Architekten sich einfallen ließen – Kölner Straße zwischen Porz-Mitte und Ensen

Region. Das Bevölkerungswachstum ist enorm – und wird zum Problem. Wohnraum muss her, dazu Parkhäuser, Tiefgaragen, breite Straßen, man stapelt die vielen neuen Porzer in Hochhäusern. Überall soll das Überkommene der Moderne weichen. Dafür wird ab 1971 die Porzer Innenstadt systemisch gesprengt. »Porz-Centrum« gleicht einem Tagebauebiet. »Es werde Stadt«, lautet der Schlachtruf der Planer und Politiker. Man baut stattdessen den Warenhaus-Klotz, die heutige Hertie-Ruine, auf den Marktplatz.

Nur die Eingemeindung 1975 stoppt die entfesselte Gigantomanie. Pläne für ein 16-stöckiges Rathaus direkt am Rheinufer, ein Hotel-Hochhaus mit acht Etagen und 200 Betten sowie ein Kongresszentrum verschwinden ebenso, wie das Vorhaben, in Porz-Langel eine weitere Rheinbrücke zu bauen – Ende der 80er Jahre ist daraus ein privater Fährbetrieb für Fußgänger und Radfahrer geworden, die an der Zündorfer Groov, einem Erholungsgebiet, nach Weiß übersetzen können. Etliche vermessene Ideen sind durch die Eingemeindung verhindert worden. Die guten Ideen aber leider ebenso: Viele sinnvollen Projekte sind nach der Eingemeindung nur in der Billig-Variante umgesetzt worden. Statt der benötigten Erweiterungsbauten für die Schulen gab es zunächst bloß schnöde Container, und auf die Verlängerung der Straßenbahnlinie 7 in den Porzer Süden wartet man seit Jahrzehnten.

Zwischen Eil und Gremberghoven wurde seit 1968 begonnen, auf freiem Feld eine Trabantenstadt hochzuziehen: ein »Demonstrativ-Bauvorhaben« der Nordwestdeutschen Siedlungsgemeinschaft (NWDS) für 12.000 Menschen. Die Plattenbauten, bis zu 21. Stockwerke hoch, flankieren eine Ringstraße, die ein Labyrinth aus Bungalows für Besserverdienende einhegt. Das »Modell für eine menschenfreundliche Stadt«, sagten die Planer. »Demo-Gebiet«, nannten es die Porzer. In 80er Jahren meldete die NWDS dann Insolvenz an. Seitdem sind die Aufzüge kaputt und die Fassaden blättern ab – das ist bloß noch für internationale Finanzinvestoren attraktiv. Seit Juni 2000 ist dieser soziale Brennpunkt offiziell Sanierungsgebiet. Heute leben hier 7.500 Menschen. Enttäuschung und Wut versuchte die Politik zu mildern, indem sie das »Demo-Gebiet« 2007 zum Stadtteil »Finkenbergr« aufwertete. Immerhin: Vor kurzem wurde die Fußgängerzone saniert, die Beleuchtung erneuert. Auf eine Lichterkette wie in Porz-Mitte hat man wohlweislich verzichtet.

Als 2011 trotz der 60. Jahrestag der Stadtwerdung gefeiert wurde, beschworen Lokalpolitiker »eine diffuse Porzer Mentalität« und das rege Vereinsleben. Vor dem Rathaus gab es ein Kulturprogramm mit Tanzgruppen und Musik. Der Ballermann-Trompeter Bruce Capusta stellte sich auf eine der Bierbänke und feuerte das verduzte Publikum an: »He, was geht ab? Wir feiern die ganze Nacht!«

Aber auch stimmte nicht. So wie der Slogan der schmutzigen Lichterkette, die weiterhin traurig über der Fußgängerzone baumelt. Soeben hat man im Kölner Rat beschlossen, einen Architektenwettbewerb auszuloben, um das Gebiet rund um die Hertie-Ruine schöner zu machen. Dass man den Klotz verkauft bekommt, da ist man sich sicher, auch wenn keine Investoren für diesen Immobilien-Schrott in Sicht sind. Und wenn man sich in Porz umhört, wird klar, dass nicht viele daran glauben. Sei es, weil die meisten Politiker im Kölner Rat immer erst im Wahlkampf ihr Ohr für die gut 108.000 Porzer öffnen. Sei es, weil die Leute tatsächlich die Nase voll haben: etwa von den notorischen Optimisten und Ja-Sagern, die Porz zu dem gemacht haben, was es heute ist.

Text: Bernd Wilberg



Die Ruine des Hertie-Warenhauses am Marktplatz – darunter verrottet eine gigantische Tiefgarage

»DA WIRKT PORZ SEHR KALT AUF MICH«

Ich bin Sozialarbeiterin, habe in Stammheim und Höhenhaus gearbeitet, heute leite ich das Jugendgemeinschaftszentrum Glashütte in Porz-Mitte. Ich habe als 16-Jährige auch mal kurz in Porz gewohnt. Das war aber gar nicht meins, heute wohne ich in Stammheim.

Meine Eltern und Freunde von mir wohnen in Porz und fühlen sich sehr wohl. Es stimmt ja: Porz ist vielfältig. Es gibt die Groov in Zündorf, Gut Leidenhausen in Eil. Es gibt das Bürgerzentrum Engelshof in Westhoven, den Eltzhof in Wahn. Und es gibt sehr schöne, grüne Gegenden. Aber es gibt eben auch Ecken, wo man sich nicht wohlfühlt, wo alles zugebaut ist und wo es doch wie ausgestorben ist, so wie in Porz-Mitte. Da wirkt Porz sehr kalt auf mich.

Im Stadtbezirk Porz leben rund 18.000 Kinder und Jugendliche, es gibt den höchsten Anteil von Alleinerziehenden in Köln. Das schon ist eine Herausforderung. Außerdem hat Porz-Mitte ein hohes Drogenproblem. Das hat sich aufgrund von Kooperationen mit Polizei und Jugendamt reduziert, aber es besteht weiter. Es gibt auch Gewalt, überwiegend übrigens von Kindern im Alter von 10 bis 14 Jahren. Viele denken bei den Problemen in Porz immer an Finkenbergr, das sogenannte Demo-Gebiet. Aber wir haben hier gleich nebenan auch die Papageiensiedlung mit etwa 5000 Bewohnern. Auf die Probleme dort wird weniger geschaut. Da wäre aber soziale Hilfe vonnöten. Das können wir mit bloß drei hauptamtlichen Pädagogen gar nicht leisten. Dazu kommt, dass wir sehr viel Zeit mit Verwaltung und Akquirierung von Drittmitteln verbringen müssen, um Angebote für Kinder und Jugendliche zu ermöglichen.

Die soziale Spaltung in Porz ist enorm. Wir haben es immerhin geschafft, dass sich die unterschiedlichsten Menschen bei uns begegnen, etwa über Flohmärkte, Computerkurse, Konzerte. Die Glashütte ist ein Treffpunkt für jung und alt, wobei der Schwerpunkt der Kinder- und Jugendarbeit liegt. Wir wollen wie eine Piazza sein, wo sich alle begegnen und Ängste abbauen. Zum Tanztee kommen manchmal achtzig Senioren! Die Kinder wundern sich dann über deren Musik, aber so lernen sie sich kennen.

Und wir haben wieder ein Kino-Angebot in Köln. Im Oktober gibt es eine Porzer Filmwoche, im November die CinePänz für Kinder. All das ist wichtig, denn es gibt in Porz, zumal im Zentrum, nur wenige kulturelle Angebote.

Wenn ich mich umhöre oder im Netz recherchiere, stelle ich fest, dass viele hier die Hoffnung aufgegeben haben, es könnte zugebaut werden. Immer wieder geht es um das leer stehende »Hertie«-Kaufhaus am Marktplatz, das Symbol für die Porzer Situation. Dann wird über die Folgen der Eingemeindung geklagt – ich würde mir wünschen, dass mehr Menschen etwas Zuversicht hätten und anpacken wollten, um etwas zu verbessern. Auch Menschen, die Politiker, Geldgeber und andere einflussreiche Leute dazu motivieren, sich hier in Porz einzusetzen.

Gesprächsprotokoll: Bernd Wilberg



Petra Riemann, 51 Jahre, leitet seit Januar 2010 das Jugendzentrum Glashütte, glashuette.jugz.de



Für Familien ist ein Eigenheim im Porzer Süden attraktiv – Vorgarten in Zündorf

»DAS SIND ALLES AUSSAGEN VON LEUTEN, DIE DA NICHT WOHNEN«

Porz ist der Stadtteil mit den gefühlt meisten Autobahnanschlüssen, die Verkehrslage ist fantastisch. Vor allem, wenn man weg will. Ich lebe hier total gerne, aber ich brauche auch das Gefühl, schnell weg zu können.

Unsere Punkband hat schon als Schülerband angefangen, in der Oberstufe. Wir waren die Musikliebhaber, wir haben uns gefunden, und dann war klar, dass was Größeres passiert. Wer damals dabei war, ist es bis heute irgendwie geblieben: Marco Trovatiello ist euer Netzmusik-Kolumnist, Guido Möbius ist Musikverleger in Berlin, mit Claus Lüer spiele ich bis heute in zwei Bands: Knochenfabrik und Casanovas Schwule Seite. Unser Ort war das Jugendzentrum Glashütte. Wir konnten die Proberäume kostenlos nutzen, haben da unsere ersten Auftritte gehabt, das war unser Paradies. Ich war eine Zeitlang öfter dort als zu Hause. Wir hätten nie gedacht, wie weit es unsere schrottige Musik mal bringen wird: Knochenfabrik genießt einen gewissen Kultstatus, »Grüne Haare« und »Filmriss« sind zu Punk-Hymnen geworden. Zehn Jahre war die Band inaktiv, aber die Anfragen hörten nie auf, irgendwann war uns klar, wir spielen mal wieder, gehen auf Festivals – zehn, fünfzehn Auftritte im Jahr, alle handverlesen. Casanovas Schwule Seite ist noch exklusiver, ich würde sagen, wir schaffen so fünf, sechs Auftritte.

HipHop gab es auch schon vor zwanzig Jahren, das haben wir schon registriert, die Crews haben ihren eigenen Lokalpatriotismus gefahren – wir haben ja auch von

uns gesagt: Wir sind Porzer Jungs und machen Musik, das war wichtiger, als den harten Punk zu markieren. Grüne Haare hatte ich keine. Ich weiß nicht, ob es eine neue Punk-Szene gibt, ich kann es mir auch nicht so richtig vorstellen. Ich habe häufig den Eindruck, hat sich gar nichts geändert. Okay, »Hertie« gibt's nicht mehr, die City verödet. Aber Porz geht deswegen nicht den Rhein runter, mein Viertel hier ist grün und ruhig, man hat Platz, meine Eltern und Schwiegereltern wohnen ganz in der Nähe, für meine Kinder ist das optimal.

Es wird viel über Finkenberg geredet, dass man sich da nicht mehr auf die Straße trauen könne und so. Das sind alles Aussagen von Leuten, die da nicht wohnen. Ich habe nicht den Eindruck, dass da alles auseinanderfällt, im Gegenteil. In Finkenberg ist der Supermarkt seit einiger Zeit in russischer Hand und führt dementsprechend russische Produkte. Ich gehe da gerne hin. Und ich gehe auch gerne an den Rhein, abends, wenn die Kinder im Bett sind. Dann hole ich mir am Kiosk noch ein Bier, sitze am Fluss und wundere mich über die Leute, die nach Nippes oder – wo wohnst Du? Ehrenfeld? – nach Ehrenfeld ziehen.

Gesprächsprotokoll: Felix Klopotek



Hasan Onay, 42 Jahre, Bauingenieur, Bassist der Porzer Punk-Bands Knochenfabrik und Casanovas Schwule Seite, aktuelle Band: Der Dumme August, der-dumme-august.de



Statt des hässlichen Parkhauses ein hässliches Einkaufszentrum – in »Porzity« verbucht man das als »Attraktivierung«

»MEINEN BASKETBALLPLATZ GIBT ES NICHT MEHR«

Meine Eltern sind politische Flüchtlinge aus dem Iran, und ihr Kriterium für die Wahl des Wohnortes war: Wo gibt es die größte iranische Community mit Genossinnen und Genossen? Schweden stand zur Auswahl, Frankreich auch, aber letztlich fiel die Wahl auf Deutschland. Über diverse Flüchtlingsheime in Berlin, Hannover und Braunschweig sind wir nach Porz gekommen. Meine ersten Erinnerungen verbinde ich mit unserer Porzer Wohnung, in der meine Eltern immer noch wohnen.

Porz ist meine Jugend, die ersten Freunde, die ersten Schritte in die Selbstständigkeit – rausgehen, abhängen, Basketball spielen, HipHop hören. Aber auch meine Politisierung fand hier statt, die Widersprüche zwischen Arm und Reich, das liegt in Porz eng beieinander. Das schärft den Blick. Etliche von uns haben Erfahrungen mit Rassismus gemacht, in Porz leben viele Menschen mit Migrationshintergrund, die häufig als »die anderen« angesehen werden, was Quatsch ist, wenn man sich unsere Biografien ansieht. Ich bin ein Porzer Junge, und da habe ich mich gefragt, was oder wer macht mich denn eigentlich anders? Na ja, zum Beispiel die Polizei, mit der wir häufiger grundlos Ärger hatten und mehr als die, die irgendwie einheimischer aussehen. An solchen Erfahrungen wurde mein politisches Bewusstsein geschult.

Was Porz so interessant macht, ist seine Heterogenität. Bürgerlich-gediegene Viertel liegen nur einen Straßenzug von proletarischen entfernt. In den Hochhausvierteln diskutieren die Leute mittlerweile – und unabhängig von ihrem

Migrationshintergrund – über steigende Mieten und Sanierung; anderswo können wir eine massive Aufwertung des Wohnraums beobachten, was auf Kosten der alten Mieter geht. Das scheinen unterschiedliche Entwicklungen zu sein, die aber tatsächlich eng miteinander zusammenhängen.

Die hiesige Stadtverwaltung hat in den letzten Jahren einen Blick darauf geworfen, dass Porz weg vom Image kommt, das rechtsrheinische Chorweiler zu sein. Die Viertel sollen aufgewertet werden, der Bau von Eigentumswohnungen wird massiv gefördert. Meinen Basketballplatz gibt es nicht mehr, da kommen jetzt Komfort-Wohnungen hin, Kaufpreis bis 300.000 Euro. Nichts gegen Komfort, aber es wird nun mal ein bestimmtes, zahlungskräftiges Publikum angesprochen. Andererseits ist die Porzer Arbeitslosen- und Obdachlosenrate immer noch überdurchschnittlich im Vergleich zum übrigen Stadtgebiet. Wenn so ein Basketballplatz verschwindet, ist das erst mal nur eine Marginalie. Aber ich finde, das ist ein Signal – da fehlt jetzt einfach ein öffentlicher sozialer Raum. Eigentlich möchte ich nach meinem Studium in eine andere Stadt ziehen, aber dann denke ich mir, ich habe mit Porz noch eine Rechnung offen und müsste hier noch mal aktiv werden.

Gesprächsprotokoll: Felix Klopotek



Hamid Mohseni, 24 Jahre, studiert Philosophie an der Universität zu Köln und ist Stadtteilaktivist in Kalk



Modernität als ungebremster Bau-Brutalismus – Blick von der Bergerbrücke auf die Hochhäuser an der Josefstraße

»ICH KENNE DIE LEUTE, DIE LEUTE KENNEN MICH«

Schloss Wahn ist ein Kleinod, das viele in Köln gar nicht kennen. Wahn ist nicht gerade mit Sehenswürdigkeiten gesegnet, umso schöner, dass wir hier dieses Schloss haben. Ich habe hier geheiratet, daher meine besondere Beziehung zu diesem Ort. Hier ganz in der Nähe war ich neun Jahre Messdiener, in St. Aegidius. Groß geworden bin ich in Porz-Lind, einem alten Torfstecherdorf. Noch heute wohne ich da mit meiner Familie. 3.500 Leute leben in Lind – und einen Autobahnanschluss gibt es, das ist nicht zu verachten. In Lind kenne ich die Leute, die Leute kennen mich, das ist unser Nest. Ich bin beruflich viel unterwegs, da brauche ich zu Hause nicht auch noch Hektik.

Viele Porzler sagen immer noch, am Wochenende fahre ich mal nach Köln. Porz ist so ein bisschen das Kölner Stiefkind. Manchmal denke ich, es wäre besser gewesen, wenn Porz seine Eigenständigkeit behalten



Guido Cantz, 42 Jahre, Comedian und Entertainer

hätte, wir sind eine Großstadt mit über 100.000 Einwohnern und vielen guten Gewerbebetrieben. Es gibt in Porz unter anderem Citroën, Igus, ein renommiertes Krankenhaus und das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt: Die Kölsche NASA ist bei uns in Porz zu Hause.

Traurig finde ich es, was mit der Porzener Innenstadt passiert – nämlich eigentlich nichts, da fühlt man sich von der Stadt, also von Köln, im Stich gelassen. Mittlerweile ist selbst Troisdorf ein attraktiverer Einkaufsort als Porz.

Schon klar, die Ausgehtempel für Jugendliche gibt es hier nicht, aber trist war meine Jugend nicht, ich habe Fußball gespielt, Musik gemacht. Freitagabends gab es in Dedels' Pinte in Porz-Mitte legendäre Erdnusspartys. Ich hatte nie den Drang wegzuziehen. Porz ist für mich einfach Heimat, die beste Gelegenheit, mich auch mal zurückzuziehen. Ich bin jetzt demnächst im 22. Jahr in der Karnevalssession dabei und komme immer noch auf 250 Auftritte, manchmal acht an einem Abend. Für meine Shows übe ich drüben im Wahner Eltzhof, die Premieren feiere ich aber nicht in Porz. Meine neuen Programme stelle ich am liebsten weit weg in der Provinz vor – und komme dann zurück, wenn es am besten läuft. Am schönsten ist es, beim Wahner Karnevalszug mitzumachen, da weiß ich: An der Ecke steht der Karlheinz und eine Ecke weiter kann ich meine alte Lehrerin begrüßen. Das ist jedes Jahr so. Aber so muss es sein.

Gesprächsprotokoll: Felix Klopotek

Am 21.9. ist Guio Cantz in »Verstehen Sie Spaß« zu sehen, 20.15 Uhr, ZDF; 19.10., Bergischer Löwe, Bergisch Gladbach (Konrad-Adenauer-Platz 3), 20 Uhr, Soloprogramm: »Cantz schön clever!«



Und dann bricht die Idylle aus – aber meist in der Peripherie des Stadtbezirks, wie hier an der Groov in Zündorf

»MEHR KULTURELLE IMPULSE SETZEN!«

Viele sagen, Porz sei hässlich, ein Stadtbezirk ohne Profil, aber man muss nur genau hinschauen. Zündorf ist ein Beispiel: Was im Ortskern des alten Fischerdorfs liegt, hat Charme. Jenseits der Hauptstraße aber verliert sich das in einer endlosen Anhäufung von individuell geplanten Einfamilienhäusern.

Ich lebe hier seit 1975. Meine Frau und ich haben unser Haus, das ehemalige Kaufmannshaus Pelletier, gebaut um 1780, im alten Ortskern am Tag der Eingemeindung mit zwei Architekten und dem Galeristen Wolfgang Erdle gekauft. Mitte der 70er Jahre war die Gegend hier noch landwirtschaftlich geprägt und fast nur historisch bebaut. Auf der anderen Seite unseres Gartens lag ein riesiges Wirtschaftsgebäude, die sogenannte Ökonomie, die zum Klosterkomplex gehörte. Auch die Höfe und Felder im Umfeld wurden noch bewirtschaftet. Heute haben wir eine sehr enge Ortskernbebauung bei stark gestiegenen Grundstückspreisen. Zündorf hat ein recht vielfältiges Kulturleben. Das »Museum im alten Wehrturm« zeigt über das Jahr zahlreiche Ausstellungen, der Kulturverein »Zündorfer Klosterkapelle« veranstaltet über das Jahr Konzerte von Klassik bis Jazz in der neugotischen Klosterkapelle, und die Familie Erdle hat nach dem Tod von Wolfgang Erdle die Galerie und die Kirche von Grund auf renoviert. Ein Höhepunkt hier ist zum Beispiel der Weihnachtsbazar der Handwerker.

Insgesamt sollte Porz aber mehr kulturelle Impulse setzen. Die Galerie im Porzener Bezirksrathaus ist architek-

tonisch mit Kunstausstellungen schwierig zu bespielen, auch der »Kunstraum«, den Kunst-Kollege Tollmann im alten Bistro am Rathaus eingerichtet hat, ist eine Improvisation. Dass es auch anders geht, zeigt ein Blick nach Siegburg. Das Stadtmuseum und der Kunstverein verfügen über großzügige, lichte Räume. Immerhin schiebt sich der inzwischen umgebaute Eltzhof in Wahn immer mehr mit seinen Veranstaltungen in die öffentliche Wahrnehmung.

Das größte städtebauliche Problem in Porz ist der große Kaufhauskomplex des ehemaligen »Hertie«, der nun seit Jahren leer steht und auch zu einer Verödung der umliegenden Geschäftslandschaft geführt hat, und für Zündorf ist katastrophal, dass es immer noch keine Umgehungsstraße gibt, trotz permanentem Ausbau der Wohngebiete im Süden. So staut sich täglich der Verkehr zu den Spitzenzeiten. Und auch die Verlängerung der KVB-Linie 7 lässt seit Jahren auf sich warten.

So ist Porz: an manchen Stellen wunderschön und von hohem Lebenswert, aber auch mit gravierenden Mängeln geschlagen.

Gesprächsprotokoll: Bernd Wilberg



Klaus Deylitz, 67 Jahre, Maler, pensionierter Lehrer